

Kleine Mitteilungen

Zur Siedlungsgeschichte der nordöstlichen Zips*

Das derzeit eingehendste siedlungsgeschichtliche Werk des Geschichtsforschers Dr. A. FEKETE NAGY¹⁾ über die Zips enthält auf S. 248 f. über die heute slawische Ortschaft Kamionka (deutsch Stein, madjarisch Kövesfalu) folgendes: „Die Ortschaft taucht zuerst im Jahre 1364 unter den Grenzzeichen von Lublau in lat. Form als villa Lapidis auf. Bezüglich ihrer Ausgestaltung und der Nationalität ihrer Bewohner haben wir keine Angaben. Unter ihren Bewohnern dürften neben Slawen auch Deutsche gewesen sein, denn neben dem slaw. Namen „zwei Kemenyk“ des Dorfes kommt 1408, als die Gemeinde unter den Zugehörigkeiten der Lublauer Burg angeführt wird, auch die deutsche Namensform Stein vor. Der Name zwei Kemenyk deutet darauf hin, daß sich zu dieser Zeit nebeneinander zwei Dörfer gleichen Namens befanden. Ihr amtlicher madjarischer Name war der durch Übersetzung entstandene Name Kövesfalu.“

Merkwürdigerweise hat nun das Volksgedächtnis bis heute eine Erinnerung bewahrt, die im ersten Augenblick die vollste Bestätigung der urk. beglaubigten beiden Kemenyk zu enthalten scheint. Die Volksüberlieferung in Kamionka und in Kniesen weiß nämlich — nach gefälligem Bericht des Kniesner Kreisarztes i. R. Dr. A. KOTTLER und des von Kniesen gebürtigen Prof. Dr. MIKLÓS — zu berichten, daß die Ortschaft Kamionka ursprünglich ungefähr um 1,5 km weiter nordwestlich, und zwar östlich der von Kamionka nach Rotkloster und Altendorf führenden Landstraße, genauer an dem Ort zu bauen angefangen wurde, an dem heute die erste Kapelle dieser Straße steht, daß diese höher gelegene Ortschaft Ewa geheißen habe, daß aber dieser Platz den Bewohnern nicht entsprach, weshalb sie dann auf den heutigen steinigen Ort (na kamenyci, daher der heutige Name Kamionka) übersiedelten.

Ist nun auch die Begründung der Umsiedlung, sowie die Umsiedlung selbst nicht unbedingt wörtlich zu nehmen, denn oft kleidet die Volkssage nur die Erinnerung an eine untergegangene Ortschaft in die Form einer angeblichen Umsiedlung, so verdient doch der durch die Volksüberlieferung angegebene Ort, sowie der Ortsname unsere vollste Beachtung.

Der Ortsname Ewa beruht jedenfalls auf mhd. *īwe*, ahd. *īwa* = Eibe, genauer gesagt auf dessen schlesischer Entsprechung *ēwe*²⁾ bzw. auf der mhd. Zusammensetzung *īw(en)houwe*, schlesisch *ēwā* = nhd. Eibhau und bedeutet eine durch Aushau in einem Eibenwalde entstandene Ortschaft als Waldhufendorf (ein langgezogenes Dorf, in dem jeder Hausbesitzer seinen Grundbesitz gleich rings um das Haus herum

* Vgl. hierzu Karte der Zips. Bearbeitet von J. LOISCH. In: SOF. 1941, nach S. 274.

¹⁾ FEKETE NAGY, A Szepesség területei és társadalmi kialakulása (Die gebietliche und gesellschaftliche Gestaltung der Zips). Budapest 1934.

²⁾ Näheres bei E. SCHWARZ, Ostmitteldeutsche Sprachprobleme, Paul Braune, Beiträge 52 (1928), S. 393, woselbst auch weitere Literatur angeführt ist. Infolge des weiter unten anzuführenden urk. Beleges für Ewa aus dem Jahre 1329 erweist sich die schlesische Diphthongierung des mhd. *ī*, sowie dessen Vereinfachung zu *ē* in Wirklichkeit allerdings um etwa drei Viertel Jahrhunderte älter als deren von E. Schwarz angeführte älteste schriftliche Spuren.

liegen hat), wie ja ein Dorf namens Eibau in der sächsischen Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, an der Eisenbahn Bischofswerda—Zittau tatsächlich vorkommt. In sudetendeutschen Gegenden gibt es eine Ortschaft namens Eibenschitz, Eibenthal usw., in dem einstigen Komitat Gömör der heutigen Slowakei begegnen wir einer Ortschaft namens Tiszolcz. Die dortigen einstigen Deutschen übernahmen nämlich von den Slowaken *tis* bzw. von den Madjaren *tiszafa* als Bezeichnung der Eibe und verwendeten diese in der Form *Tisholz* verdeutscht vorerst als Baumnamen, nachher infolge des dortigen häufigen Vorkommens der Eibe auch als Ortsnamen der dort angelegten Ortschaft. Als Rückentlehnung bürgerte sich dieses ursprüngliche *Tiszolcz* im Laufe der Jahrhunderte als slowakische und madjarische Ortsnamenform ein, während die Deutschen diese zu der Form *Teißholz* weiterentwickelten.

Die nächste Umgebung von Kamionka gehört — wie weiter unten näher gezeigt wird — zur Zone der Kalkklippen im Bereich der Karpaten, so waren hier die Vorbedingungen des Erdreiches für das Gedeihen eines Eibenwaldes vollkommen gegeben. Die Eibe bevorzugt nämlich Kalkboden in der Eichen- und Buchenregion³⁾.

Die Eibe gehört heute wohl schon zu den seltenen Baumarten, aber nördlich von Kamionka, östlich des nach Vorwerk und Altendorf führenden Weges, also genau in der oben angeführten Gegend, findet man — nach gefälliger Mitteilung des A. KOTTLER aus Kniesen — auch noch heute junge Eiben. Er selbst sah vor Jahren bei einem von der Jagd heimkehrenden Bekannten die dicken, fetten Nadeln der Eibe; auch besitzt er als Geschenk noch jetzt die eine Hälfte eines im Durchmesser ursprünglich 10—12 cm betragenden Eibenstockes, den ein ihm bekannter Lehrer im Wald abgesägt, dann der Länge nach entzweigesägt und poliert hatte. Auch in Kniesen gab es einst einen Eibenwald, und zwar angeblich hinter dem Haus Kottlers, in der sog. Schreibers Grube. Von dort stammen die Balken in einem Kniesener Geschäftslokal, die die Jahreszahl 1670 tragen. Selbst in dem Haus Kottlers (erbaut 1739) sind solche Balken.

Über das Verbreitungsgebiet der Eibe in der Zips äußert sich MICHAEL GREISIGER⁴⁾ (ursprünglich in *madj.* Sprache) folgendermaßen: „Nach Verlauf der Eiszeit bildete einen beträchtlichen Teil der Wälder in der Tatra die Eibe (*Taxus baccata*); dieser im Aussterben begriffene Baum bildet heute in der Zips nur mehr bei Kurjatibe⁵⁾ ein zusammenhängendes kleines Wäldchen und ist in Form verkümmerter Sträucher auf dem Zufluchtsstein, auf den Bergen bei Pudlein, auf den steilen

³⁾ Meyers Konv.-Lex., Bd. 15, S. 552, unter *Taxus* und S. AUGUSTINI ab HORTIS, Topographische Beschreibung des Flusses Poprad in der Zips aus dem Jahre 1782. R. Webersche Ausgabe, Käsmark 1900, S. 75.

⁴⁾ GREISIGER M., *A Magas Tatra fenyvesei* („Turisták Lapja“, Jg. 1889). Für diese gefällige Mitteilung sowie für die weiter unten aus den „Növénytani Közlemények“ sei Herrn Univ.-Prof. Dr. ST. GYÖRFFY innigst gedankt.

⁵⁾ Wenn Greisiger aus dem zufälligen Anklang der letzten zwei Silben des Ortsnamens Kurjatibe — allerdings mit falscher Silbentrennung Kurjat-ibe — an den Namen der Eibe auf näheren, d. h. etymologischen Zusammenhang folgerte, so ist er damit im Irrtum. Dieser westlich von Hedersdorf (Hadušovce, Edösfalva) gelegene Meierhof namens Kuria-Tybe (Kuria-Tyba, Tibaháza) bekam seinen Namen nicht von der Eibe, sondern von dem Personennamen Tiba, taucht urkundlich zuerst (noch namenlos) 1307 auf und gehörte in den Verband der Lanzenträger (weiteres s. FEKETE NAGY, a. a. O., S. 77 f.).

Felsen des Javorinkatals, zwischen Zakopane und Koscieliszko usw. zu finden. In Kesmark erinnern sich die Leute noch, daß der bei der Stadt liegende „Dürre Berg“ einst mit dieser immergrünen, rote Beeren tragenden Nadelholzart bestanden war und beim Ackern hebt die Pflugschar auch noch heute oft die Wurzeln dieses Baumes aus der Erde; heute fristet dort nur mehr ein Exemplar davon ein kümmerliches Dasein⁶⁾.“

Wie mir R. GÖLLNER aus Einsiedel zu berichten wußte, sollen in früheren Zeiten die alten Leute in Einsiedel (und gewiß auch in anderen Zipser Ortschaften) stets ein Stück Eibenholz im Haus zur Hand gehabt haben. Nach dem Volksglauben galt nämlich die rotbraune Rinde des Stammes und der älteren Zweige als wirksames Schutzmittel gegen Tollwut der Hunde, deshalb schabte man bei Tollwutgefahr von der Rinde mit einem Messer ein wenig ab und gab es, mit Brot gemischt, dem Haushund ein. Doch wegen seines festen roten Holzes, das zu verschiedenen Schnitzereien und Drechslerarbeiten gut verwendbar ist, wurde der Baum schon vor längerer Zeit auch in unserer Gegend ausgerottet. Da er nur sehr langsam wächst, hat man die forstliche Nachzucht fast überall gänzlich aufgegeben. Wie aber J. LIPTÁK⁷⁾ nachweist, wurde noch zu Beginn des 19. Jh.s Holz, besonders Eibenholz, zum Schiffbau aus der Zips auf dem Wasserwege, also auf der Popper (von Kniesen an) und auf der Weichsel nach Danzig geschickt.

Solchen bestimmten Spuren von dem einstigen zahlreichen Zipser Vorkommen der Eibe gegenüber mag allerdings überraschend wirken, daß die Volksüberlieferung, nach der die Holzbestandteile der alten evang. Holzkirche in Käsmark — nach HEFTY⁸⁾ jedoch nur die anstatt Grundmauern der Außenwände in die Erde gelegten Balken sowie die lange und überaus schwere Bank in der Sakristei — aus Eibenholz gefertigt sind, sich neuestens als Irrtum erwiesen hat.

A. MAGÓCSY-DIETZ⁹⁾ stellten ämlich auf Grund anatomisch untersuchter Holzsplitter von den Holzsäulen, Holzgalerien und Holzbänken fest, daß die betreffenden Holzteile der Kirche nicht von Eiben stammen können — wie die allgemeine Auffassung behauptet —, sondern daß die Säulen und einige Teile aus Lärchen-, die übrigen aber aus Fichtenholz gefertigt sind.

Ohne von diesem wichtigen Ergebnis fachmännischer Überprüfung Kenntnis zu haben, untersuchte neuestens O. SCHMEJA¹⁰⁾ in Käsmark mikroskopische Schnitte von jener langen, außerordentlich schweren Bank in der Sakristei und wies in ähnlichem Sinne nach, daß sie nicht aus Eibenholz, sondern aus Tannenholz bestehe; zugleich schrieb er weitergehend den Anlaß zur Verwechslung beider Nadelholz-

⁶⁾ St. Gyórfy fand aber — nach seinem gefälligen brieflichen Bericht — im Winter 1919/20 auch auf dem Käsmark-Nehrer Hang des Goldberges mehrere kleine Eibenbäumchen als arg verstümmelte Sträucher.

⁷⁾ Karpatenland, Jg. 12, Heft 2.

⁸⁾ J. A. HEFTY, Die Kesmarker Holzkirche, die einstigen Holzkirchen in der Zips und die evang. kirchlichen Bauten in Kesmark. (Sonderhefte des Karpathenvereines. II. Kulturelle Reihe Nr. 11.) Kesmark 1933, S. 14 u. 27.

⁹⁾ Növénytani Közlemények (Botanische Mitteilungen, Budapest), Bd. III [1904], S. 134, und deren Beiblatt ebda. S. 34 und Természettudományi Közlöny (Naturwissenschaftliche Rundschau), Bd. XXXVI [1904], S. 550. Nach HEFTY, a. a. O., S. 24, sind die vier Hauptsäulen aus Lärchenholz (*Larix europaea* L.).

¹⁰⁾ Jahresbericht des evang. Gymnasiums A. B. in Käsmark vom Schuljahr 1940/41, S. 24 ff.

arten der Ungenauigkeit in der volkstümlichen Benennung, hauptsächlich aber dem Umstand zu, daß unsere Vorfahren seinerzeit in die Zips aus einer solchen Gegend Deutschlands kamen, in der die Eibe ganz und gar unbekannt war.

Doch meine im Erscheinen begriffene Zipser Volkspflanzenkunde beweist auf Schritt und Tritt, daß unser Volk die Pflanzen, die ihm wegen irgendwelcher Verwendung wichtig sind, nicht nur genau kennt und von anderen ähnlichen pünktlich unterscheidet, sondern auch zutreffend benennt; daher vermag ich obiger doppelter vermeintlicher Begründung der Verwechslung keineswegs beizustimmen. Die Verwechslung mag meiner Anschauung nach vielmehr erst neuere Zeit (etwa im Laufe des 18. Jh.s) entstanden sein, seitdem man nämlich die Eibe in unserer Gegend immer mehr nur vom Hörensagen aus bzw. als Schulbegriff kennenzulernen begann. Abgesehen von der einander ähnlichen rötlichen Farbe und dem beträchtlichen Eigengewicht des Eiben- und Lärchenholzes, oder vielmehr der aus diesen gefertigten Gegenständen mag für die Verwechslung auch besonders das Streben entscheidend gewesen sein, das Ansehen der als Holzbau anfangs lange Zeit hindurch gewiß mißachteten Käsmarker Holzkirche eben dadurch zu heben, daß man als deren Material nicht die ganz alltägliche Lärche oder Tanne, sondern die mittlerweile schon ganz selten gewordene Eibe angab. Solange die angeblich ebenfalls aus Eibenholz bestehenden, jedoch mit Ölfarbe gestrichenen langen Deckenbalken aus dem 17. Jh. nicht mikroskopisch untersucht sind (auch O. Schmeja vermochte sich von diesen leider keine Schnitte zu verschaffen), darf man sie für Balken aus Lärche halten, da diese auch heute noch mit Vorliebe als Stubenbalken verwendet werden. In diesem Falle müßte vorausgesetzt werden, daß dasselbe wertsteigernde Vertauschen der Lärche mit der Eibe durch die Volksmeinung von dem allbekannten Fall der Käsmarker evang. Holzkirche allmählich auch auf solche Privatbauten ausgedehnt wurde. Schmeja weist nämlich darauf hin, daß selbst in Gegenden, in denen die Eibe noch häufig vorkommt, sie wegen der ausgezeichneten Güte ihres Holzes auch heute nur zu Stützbalken verwendet wird, betont jedoch, daß die Stützbalken immer recht kurz sind.

Diese etwas eingehendere geschichtliche, zugleich jedoch kritische Beleuchtung der ganzen Eibenfrage war besonders Schmeja gegenüber notwendig, nach dessen Auffassung es nie einen Zipser gegeben habe, der jemals eine Eibe in der Zips wirklich gesehen hätte. Um nun aber auf die in Frage stehende Ansiedlung namens Ewa (verneuhochdeutsch Eibhau) bei Kamionka zurückzukommen, so wird diese Ortschaft im Rahmen der schlesischen Hausiedlungsbewegung angelegt worden sein, die für unsere Gegend wohl aus der Umgebung des einstigen galizischen Neumarkt ausging¹¹⁾. Im Laufe der Zeit sind diese Deutschen aus Ewa wahrscheinlich größtenteils weitergewandert etwa nach Hopgarten, Bartfeld und dessen Umgebung oder nach Buchenland (Bukowina), vereinzelt mögen sie auch in die Slawen des heutigen Kamionka eingeschmolzen sein. Aus dem deutschen Namen Stein allein, der 1408 neben dem slaw. Namen „zwei Kemenyk“ für Kamionka vorkommt, würde ich noch nicht unbedingt auf teilweise deutsche Bewohnerschaft Kamionkas schließen, wie dies FEKETE NAGY tut, denn die deutsche Benennung Stein kann sehr wohl nur aus dem Munde der umgebenden deutschen Dörfer, besonders auch Ewas, stammen.

¹¹⁾ Näheres vgl. besonders bei J. HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpatischen Bergbaugebiet (Deutschtum und Ausland, 53. Heft, S. 38 ff.).

Doch was weiß die Geschichtsforschung über diese rätselhafte einstige Ortschaft der Volksüberlieferung?

FEKETE NAGY führt a. a. O., S. 249, als ältesten Beleg für die Besiedlungsgeschichte von Jarembina (deutsch Girm), der nordöstlichen Nachbarortschaft von Kamionka-Stein, ein Schriftstück vom Jahre 1329 an, dessen Urschrift zwar nicht vorhanden ist, wohl aber sechs Abschriften davon bekannt sind. Darin gibt Villermus, der damalige Obergespan (comes) der Zips seine Zustimmung zum Verkauf der dortigen Scholtisei und sichert den sich dort niederlassen wollenden Ansiedlern, sofern sie in bereits gerodeten Grund und in fertiges Haus einziehen, zweijährige, dagegen den Ansiedlern in erst auszurodendem Waldgrund sechzehnjährige Steuerfreiheit zu.

Genauer betrachtet beziehen sich jedoch nur zwei Abschriften auf Jarembina, und zwar die beiden¹²⁾, die als den Namen der Scholtisei Gieremp bzw. Gyerimp angeben. Dagegen die anderen vier Abschriften¹³⁾, in denen die Scholtisei unter dem Namen Ezau, Evi, Eur, Evr, Ewer vorkommt, beziehen sich eben auf unser obiges sprachlich bereits geklärtes Waldhufendörfchen namens Ewa (= Eibhau), denn, die soeben vorgeführten unsicheren urkundlichen Namensschreibungen sind ja doch gewiß nur für Schreib- und Lesefehler der Abschreiber anzusehen. Verstieg sich ja doch u. a. M. SCHMAUK sogar so weit, daß er den in seinem Abdruck mitgeteilten Scholtiseinamen Ewer kurzerhand auf die heutige Ortschaft Nehre (urk. oft Ewr, adj. Őr = Wachtposten, heute Nagyör) bezog.

Doch außer diesen beiderlei Ortsnamengruppen wird die Unterscheidung der beiden Abschriftengruppen FEKETE NAGY gegenüber noch gestützt: 2. durch den Unterschied im Namen des neuen Schulzen, denn in ersterer Gruppe heißt er Matthias filius Gonchol (FEJÉR, CD. VIII, 3, 387, während Suchot bei FEJÉR, CD. VIII, 5, 193 anstatt richtigem Gonchol doch wohl nur wieder Lese- oder Schreibfehler des Abschreibers ist), dagegen in der letzteren Gruppe heißt er Nicolaus de Lucho (Archiv des Nat.-Mus.) bzw. Luche (SCHMAUK), Leucke (FEJÉR, CD. VIII, 6, 112); 3. durch ausdrückliche Aufzählung der dem Schulzen gebührenden Bezüge (der sechste Denar von allen Umlagen und regelmäßigen Abgaben sowie der dritte Teil aller Straf gelder) in der ersten Abschriftengruppe, während in der zweiten Abschriftengruppe dieser ganze Satz fehlt; 4. durch stilistische Abweichungen im Text z. B. volumus declarare als Schluß der Einleitung in der ersten Gruppe, dagegen volumus pervenire in der zweiten Gruppe.

Dieselbe Kanzlei als Ausstellerin der beiden Schriftstücke in ihrer Urschrift sowie derselbe Ausstellungstag (Datum), vor allem aber der gleiche Rechtsvorgang (Verkauf der Scholtisei) in beiden Gemeinden bringen schon unwillkürlich eine beträchtliche Übereinstimmung der beiden Urkunden mit sich, doch trotzdem lassen die obigen Hauptunterschiede noch immer deutlich erkennen — was aber FEKETE NAGY nicht bemerkte —, daß nur die eine Urschrift sich auf Girm (Jarembina), die andere jedoch auf Ewa bezog.

Aus alle dem geht deutlich hervor, daß es eine Ortschaft namens Ewa wirklich

¹²⁾ Mitgeteilt bei G. FEJÉR, Codex Diplomaticus Hungariae Ecclesiasticus ac Civilis. Budae 1829. VIII, 3, 387 ff. bzw. VIII, 5, 193 f.

¹³⁾ Mitgeteilt bei G. FEJÉR, CD. VIII, 6, 112; im Archiv des National-Museums zu Budapest. Zeichen: Folio Lat. 2199; G. FEJÉR, CD. VIII, 3, 389 f.; SCHMAUK, Supplementum, Analectorum Terrae Scepusiensis. Szepesváraljæ (= Kirchdrauf) 1889, II, S. 77 f.

gab, daß diese zwischen Stein und Girm lag und von beiden unterschieden wurde. Ob aber die Ortschaft Ewa etwa durch die Hussiten im zweiten Drittel des 15. Jh.s zerstört wurde, oder — was wahrscheinlicher ist — schon vorher durch Pestseuche oder auf andere Art zugrunde ging, entzieht sich derzeit leider unserer Kenntnis.

Im Zusammenhang damit betrachten wir nun die heute ebenfalls nicht mehr vorhandene Ortschaft Peturvágása, die nach FEKETE NAGY, a. a. O., unter diesem madj. Namen 1360 in der Umgebung von Lublau urkundlich als Grenzzeichen angeführt wird und deren Name wörtlich einem deutschen Petershau entsprechen würde. Jedenfalls ist damit dieselbe Ortschaft gemeint, die nach FEKETE NAGYS Angaben schon 1315 als villa Petri, 1408 aber als Petersdorf unter den Zugehörigkeiten der Burg Lublau vorkommt. Ganz richtig nimmt FEKETE NAGY Stellung gegen SCHMAUK, der (Suppl. S. 44) diese Ortschaft für dieselbe Gemeinde erklärt wie das obige Kamionka (Stein). Wenn aber FEKETE NAGY weitergehend aus dem Umstand, daß 1360 an der Mündung des Lipniker Baches als Nachbar urkundlich ein gewisser Peturvágási Péter, d. h. ein Peter von Petershau genannt wird, sich zu der Vermutung veranlaßt fühlt, dieses Dorf sei im Komitat Scharosch zu suchen, so muß ich dagegen Einspruch erheben. Einerseits ist mit dem Lipniker oder Laupnickier Bach nicht der durch Klein-Laupnick (Maly Lipnik, Kishársas) fließende Bach gemeint, der nördlich Hopgartens von Matysová her kommend und sich dann nordwärts wendend durch Klein-Laupnick fließt und gerade an der historischen ungarisch-galizischen Landesgrenze und zugleich hart an der Zips-Scharoscher Komitatsgrenze in die Popper mündet, sondern dem auch noch heutigen Sprachgebrauch der Kniesner und umgebenden Ortschaften gemäß der Bach, der von Littmansau (Litmanová, Hársád) her kommend zwischen den Ortschaften Stein und Girm südwärts fließt und ungefähr 1 km westlich von Alt-Lublau in die Popper mündet¹⁴). Dergestalt weist also selbst dieser urkundliche Beleg auf die nächste Umgebung von Kamionka (Stein) hin.

Noch handgreiflicher bestätigt dies die lebende Volksüberlieferung. Nach gefälliger Mitteilung des obenerwähnten Dr. A. KOTTLER heißt nämlich ein Platz unweit der obigen Stelle, an der einst das Waldhufendörfchen Ewa stand, jedoch an der anderen, also westlichen Seite der Straße, und zwar etwas näher zu der heutigen Gemeinde Kamionka (Stein) auch noch heute slawisch immer Petrowiany, d. h. Petersdorfer (nämlich: Gemarkung), deutet also als beredter Zeuge noch immer den Platz an, auf dem der durch einen Aushau im Walde entstandene einstige Ort Petersdorf (urkundlich madj. Peturvágása) stand, wie ja auch z. B. das an der anderen Seite von Lublau gelegene heute slawische Jakobian¹⁵) deutsch wirklich Jakobshau bzw. madj. Jakabvágása heißt.

Über Girm (poln. Jarzębina, gesprochen: Jařembina, heute Jarabina, ukrainisch Orjabyna, madj. Berkenyéd) als nordöstliche Nachbarortschaft von Stein (Kamionka) war schon oben im Zusammenhang mit den sechs Abschriften der Urkunde (eigentlich zweier Urschriften) vom Jahre 1329 die Rede. Wie die ursprüngliche Bedeutung des Ortsnamens beweist, wurde diese Ortschaft anfangs an einem

¹⁴) F. DÉNES, Das Pieningebirge und die Zone der Karpathenklippen. Mit einem Lebensbild des Verfassers von J. A. HEFTY (Sonderhefte des Karpathenvereines. I. Kulturelle Reihe Nr. 9). Kesmark 1932, S. 19.

¹⁵) Bei S. AUGUSTINI ab HORTIS iunior, Beschreibung des Flusses Popper oder Poprad in der Zips im Jahre 1782. Hrg. von R. WEBER, Kesmark 1900, S. 74, noch Jakobovian.

Ort angelegt, an dem die Eberesche oder Vogelbeere, *Sorbus aucuparia* L., poln. jarzębina, ukr. orjabyna massenhaft vorkam, was diese slaw. Benennungen auch noch heute bezeugen, obzwar diese Bäume der sich immer mehr ausbreitenden Ackerbaufläche gar bald ihren Platz überlassen mußten.

Der ursprüngliche poln. Ortsname Jarzębina (gespr. Jařembina) wurde von den Zipser Deutschen als Jerim(bina)¹⁶⁾ empfunden und den schlesischen Lautgesetzen gemäß umgestaltet, und zwar wurde 1. das durch die Deutschen hochbetonte e der ersten Silbe zu ie gewandelt wie z. B. schles. dieme = Därme, wieme = Wärme¹⁷⁾ oder in Oberzipserisch Stadtmundartlichem giren, girt = gären, gärt; 2. das anlautende j zu g gewandelt wie in altschles. gener = jener, getheysen = Jäteisen¹⁸⁾ sowie im Oberzipserischen gärlenk = Jährling, einjähriges Fohlen, gähonsdraf = Gehansdorf (wörtlich Johannisdorf, slaw. Ganowce, adj. Gánfalva); gäden = jäten (schon ahd. gētan, neben jētan, auch älter nhd. noch gäten). So erweist sich die obige urkundliche Namensform Giermp, Gyerimp vom Jahre 1329 ebenso als streng lautgesetzliche schlesische Namensform wie die obige mundartliche Namensform Ewa, da ja letzteres Dörfchen ebenso wie Petersdorf — wie wir gesehen haben — mit vollem Recht als eine Neurodung der schlesischen Hausiedlungsbewegung des 14. und 15. Jh.s betrachtet werden darf. Eben der Nachweis, daß der Ortsname Girm eigentlich nichts weiter ist als die lautgerechte oder vielmehr eingelautete Übernahme der polnischen Namensform durch schlesische Besiedler behebt auch den letzten Zweifel darüber, ob ich berechtigt war, in meinen obigen Darlegungen FEKETE NAGY gegenüber zwei Urschriften vom Jahre 1329 zu unterscheiden, denn nun steht schon sowohl sprachlich als auch ortskundlich ganz klar vor uns, auf welche Ortschaft sich die eine, und auf welche sich die andere Urschrift bezog.

Dieselbe Ortschaft (Jarzębina, Gierm) heißt aber auffallenderweise 1408 urkundlich auch Zumbach, Sombach, wie es ja auch ähnlich gebildete deutsche Familiennamen Zumbusch, Zumsteeg (vgl. MEYER, Konv.-Lex.) gibt. Solche Namen dienten ursprünglich als Flurnamen in gewissen Verbindungen auf die Frage wohin, wie: Ich gehe zum Bach (in unserem Niederland, besonders in Meierhöfen bei Familiennamen auch auf die Frage wo, z. B. Ich war zu Jakob Scholtzen = bei J. Scholtz). In gegenwärtigem Falle bezieht sich der Name offensichtlich auf den bereits oben angeführten Laupnick-Bach, genauer gesagt auf die Stelle, an der dieser von Littmannsau her kommende Bach den von Stein nach Gierm führenden Weg rechtwinklig durchkreuzt. An diesem Treffpunkt steht auch heute noch eine Mühle, die als ein Ortsteil Girms wahrscheinlich auch schon im 14. Jh. ihre lebenswichtige Aufgabe erfüllte, daher kommt gelegentlich der Grenzbegehung einer Scholtisei in dieser Gegend schon 1360 ein Arnold von Zombach und ein Zombachwasser¹⁹⁾ vor. Dergestalt ermöglicht uns die aufmerksame Betrachtung der Ortsnamen vereint

¹⁶⁾ Vgl. urk. Jerubina 1364 bei FEKETE NAGY, a. a. O., S. 249.

¹⁷⁾ K. GUSINDE, Eine vergessene Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz (Wort und Brauch, 7. Heft), Breslau 1911, S. 14, § 12, I.

¹⁸⁾ Aus Rückert angeführt bei W. JUNGANDREAS, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart (Wort und Brauch, 17. Heft), Breslau 1928, S. 80.

¹⁹⁾ Urkundlich adj. Zombachi Arnold, Zombachwyze vgl. FEKETE NAGY, a. a. O.

mit erdkundlicher Umschau immerhin, die rein geschichtlichen Angaben Fekete Nagys örtlich genauer festzulegen.

Was nun den Ortsnamen Stein, den deutschen Namen für Kamionka anbelangt, so sagen die deutschen Einwohner von Kniesen auch noch heute, sie gehen „en Stejn“ (wörtlich: in den Stein), d. h. in die Ortschaft namens Stein. Dieser Name sowie die älteste urkundliche Namensform lat. villa Lapidis vom Jahre 1364 gründet sich auf dem dort vorkommenden roten Marmor (Urkalkstein), auch der Bach dieser Ortschaft fließt in einem felsigen Bett von solchem Gestein. Im allgemeinen gehört die nächste Umgebung zum zweiten Glied des Pieningebirges, Kamionka selbst aber liegt zwischen den felsigen Bergen Turová und Velká hora eingebettet in der Zone der Karpatenklippen²⁰).

Wie die urkundliche Benennung „zwei Kemenyk“ ahnen läßt, bezog sich die slaw. Namensform ursprünglich ebenfalls auf die Stein- und Felsgegend als auffallendste Sondereigenheit dieses Umkreises. Erst später wurde der slaw. Ortsname an polnisch kamionka = Sandbeere oder Bärentraube, *Arctostaphylos uva ursi* Spr. (*Arbutus uva ursi* L.) angelehnt, und zwar jedenfalls mit Bezug auf einen Platz, auf dem diese Pflanze massenhaft vorkam und der sich eben dadurch von seiner nächsten Umgebung abhob. Polnische Nachzügler, die dort den Wald rodend etwa einen neuen Teil der Ortschaft anlegten, mögen allmählich diesen Namen als Ortsnamen in Verkehr gebracht haben, der sich dann als alleiniger Name der ganzen Ortschaft einbürgerte. Die ruthenischen Bewohner der Ortschaft treiben zwar Ackerbau und Viehhandel, die Männer ziehen aber zum größten Teil als Rastelbinder in weiten Gegenden umher, drahten irdene Töpfe, flechten Gitter an die Fenster, flicken in neuerer Zeit auch löcherig gewordene Blechtöpfe aus, sind als solche Töpfdrahter landbekannt und kehren nur zur Erledigung der Ernte in ihr Heimatsdorf zurück.

Bekanntlich zählen die Urkunden Dl. 9431—9433 des Landesarchivs in Budapest die Zugehörigkeiten der Lublauer Burg vom Jahre 1408 auf. Wie ein Vergleich dieser Aufzählung erweist, steht in Dl. 9431 und in der einen Ausfertigung der beiden Urkunden unter Dl. 9432 die Benennung die beiden Kemenyk („duabus kemenyk“) eben an Stelle der Ortsnamen Stein und Petersdorf der übrigen Urkunden unter Dl. 9431—9433, beweist also, daß mit diesem slawischen Verkleinerungsnamen (kamenik = Steinchen) eben diese beiden, damals noch gleichmäßig kleinen Ortschaften gemeint sind. Da gleich anschließend wohl Gerym (Dl. 9432) bzw. Gyrem (in den übrigen Urkunden) genannt, Ewa jedoch überhaupt nicht erwähnt wird, so scheint dies ein bestimmter Hinweis darauf, daß Ewa als selbständige Ortschaft damals nicht mehr bestand, deren Gemeindeflur also bereits der von Stein (Kamionka) einverleibt war.

Für die Besiedlungsgeschichte ergibt sich hieraus im allgemeinen: Wo die urkundlichen Belege aus irgendwelchem Grunde nicht ausreichen, da müssen die Hilfswissenschaften (Sprachforschung, Naturwissenschaft, Ortskunde in enger Verbindung mit der lebenden Volksüberlieferung usw.) aushelfen und das Dunkel der verschleierte Vergangenheit aufhellen. Ganz besonders im Falle von vorzeitig untergegangenen Ortschaften. Wie diese Hilfswissenschaften z. B. bezüglich Wagen-drüssel, Matlarenau, Schwedler, Goldbach, Kopperbach²¹) der Geschichtsforschung

²⁰) Näheres s. F. DÉNES, a. a. O.

²¹) Vgl. meine Aufsätze im Karpathenland I, S. 84—87; II, S. 178—180; VII, S. 78—81; VIII, S. 12—14; VII, S. 3—5, 39—44; IX, S. 83—92, 103—114; X, S. 24—31.

so manche wesentliche Berichtigung und Lösung zu bringen vermochten, ebenso ist zu hoffen, daß die gleiche ergänzende Betrachtung auch in gegenwärtigem Falle nicht überflüssig war.

Aszód.

JULIUS GRÉB.

Die geistige Formung des bulgarischen Bürgertums

In der geschichtlichen Entwicklung der bulgarischen Städte kennzeichnet das Aufkommen des zunftmäßigen Gewerbebetriebes in den letzten Jahrzehnten des 18. Jh.s die Anbahnung eines neuen völkischen Bewußtseins und den ersten Abschnitt eines Kampfes um geistige und politische Befreiung des bulgarischen Volkes. Von dem festen Willen zu einer neuen wirtschaftlichen, rechtlichen und sittlichen Gestaltung ihres menschlichen Daseins beseelt, brachte die verzunftete Bürgerschaft eine Gesamtheit städtischer Lebensäußerungen hervor, die sich im Aufbau des gegenwärtigen städtischen Gemeinwesens immer noch auswirken.

Im Verlauf von Jahrhunderten zu vielfachen Auswanderungen genötigt, mußten die Bulgaren den größeren Teil der Einwohnerschaft ihrer alten Städte einbüßen. Eine letzte große Auswanderung setzte im späten 18. Jh. ein und zog sich ein halbes Jahrhundert lang hin, bis in die dreißiger Jahre des 19. Jh.s. Den häufigen russisch-türkischen Kriegen und auch wiederholten inneren Aufständen zufolge, flüchteten aus den Städten und aus den Dörfern Tausende und aber Tausende nach Rumänien und Rußland. Es steht fest, daß viele Auswanderer sich vorzüglich in den Städten Rumäniens und Rußlands eingebürgert haben, und daß viele sich dort als Großkaufleute, Fabrikanten und selbst als leitende Persönlichkeiten des Staatslebens bewährt haben. Einer der glänzendsten Vertreter der damaligen bulgarischen Emigranten war der aus Gabrowo stammende und zu Odessa seßhafte Großkaufmann Wassili Aprilow, der sich für die geistigen Bewegungen seiner Zeit interessierte und im Jahre 1835 zur Stiftung und Errichtung des ersten bulgarischen Gymnasiums zu Gabrowo beitrug.

Es ist heute schwer zu einem anschaulichen Gesamtbild zusammenzufassen, wie sich das städtische Leben dieser aus älterer Zeit in den Städten Bulgariens Ansässigen vor ihrer Flucht gestaltet hat. Wissenswerte Aufschlüsse über diese dunkle Zeit des bulgarischen städtischen Zusammenlebens gibt GEORGI RAKOWSKI, der große Volksführer und Revolutionär, der leidenschaftliche und ehrgeizige Kämpfer. Rakowski erzählt in seiner eigenen Lebensbeschreibung, daß seine Vorfahren väterlicherseits ihren Ursprung und ihre Tradition an die Stadt Rakowo knüpfen, deren Überreste bei dem Dorfe Rakowo, unfern von Kotel, für vergangene Größe und Bedeutung zeugen. Warum und wann die Türken diese Stadt vernichteten, darüber weiß Rakowski nicht Bescheid; gewiß sei aber, daß die Stadt viele Einwohner gezählt habe und daß in vierhundert Werkstätten Kupfer verarbeitet wurde. Sein Großvater soll, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s, seinen Handel bis nach Braschow und Konstantinopel betrieben haben. Auch berichtet Rakowski weiter, seine Onkel Datscho und Matej hätten ihre Mannschaft in ihren Zügen gegen die wilden Horden der Kárdjalii mit eigenen in Kotel angefertigten Gewehren, Pistolen, Messern und Schießpulver bewaffnet.

Gewaltsame Massenwanderungen auch innerhalb der Landesgrenzen hielten nach der Eroberung des Reiches von Tirnowo durch die Türken fast nicht an. Festen Sitz in den Städten konnte die bulgarische Bevölkerung auf die Dauer nicht nehmen. Erst nach den dreißiger Jahren des 19. Jh.s kamen auch diese Bewegungen allmählich zu einem verhältnismäßigen Stillstand.